



ISSN 1861-9746

62. JAHRGANG – JUNI 2011 – NR. 6

Verkaufspreis: 2,50 Euro

H 6114

# *Schlesischer Gottesfreund*

**NACHRICHTEN UND BEITRÄGE AUS DEM EVANGELISCHEN SCHLESIEN**



<b>GEISTLICHES WORT</b>		Als Forstmann und Pfarrer in Rußland	S. 90	<b>ZUM TITELBILD</b>	
Gedanken zur Kirche	S. 82			Das Titelbild zeigt die vormalige evangelische Hauptkirche in Sorau. Sie wurde in den letzten Kriegstagen fast vollkommen zerstört und erst vor wenigen Jahren nach altem Vorbild wiedererrichtet. In der benachbarten ehemaligen Superintendentur – heute Archiv – wurde im Mai eine kleine Ausstellung eröffnet, über die in dieser Ausgabe ausführlich berichtet wird. (S. 84)	Foto: ANN
<b>BEITRÄGE</b>		Verantwortung für die Geschichte Aus der Arbeit der Stiftung „Evangelisches Schlesien“	S. 92		
Dr. Hans-Ulrich Minke wird 75 Jahre alt	S. 83				
Alles fängt klein an ...	S. 84	<b>TERMINE/VERANSTALTUNGEN</b>	S. 94		
„Erste Feindberührung“: Kriegsende in Thanhof	S. 88	<b>AUS DER LESERGEMEINDE</b>	S. 95		
		<b>AUSSTELLUNGSEMPFEHLUNG</b>	S. 96		

## Gedanken zur Kirche

Auf die Ereignisse und die Predigt des Petrus zu Pfingsten schildert der Evangelist Lukas die Reaktion der Zuhörer (Apostelgeschichte 2, 37 - 41):

*„Als sie aber das hörten, ging's ihnen durchs Herz, und sie sprachen zu Petrus und den andern Aposteln: Ihr Männer, liebe Brüder, was sollen wir tun? Petrus sprach zu ihnen:*

*Tut Buße, und jeder von euch lasse sich taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung eurer Sünden, so werdet ihr empfangen die Gabe des heiligen Geistes. Denn euch und euren Kindern gilt diese Verheißung, und allen, die fern sind, so viele der Herr, unser Gott herzurufen wird. Auch mit vielen andern Worten bezeugte er das und ermahnte sie und sprach: Laßt euch erretten aus diesem verkehrten Geschlecht! Die nun sein Wort annahmen, ließen sich taufen; und an diesem Tage wurden hinzugefügt etwa dreitausend Menschen.“*

**F**ast hören wir den Paukenschlag von Pfingsten nicht mehr. Das liebevolle Fest lädt ein zu Ausflügen bei schönem Sonnenschein, zu Geselligkeit im Kreise von Familie und Freunden, zu Urlaub in der lieblichsten Jahreszeit. Auch in der Kirche singen wir beschwingt „Schmückt das Fest mit Maien, lasset Blumen streuen“, oft ohne uns der unermesslichen Bedeutung des Pfingstgeschehens bewußt zu sein.

Schon immer hat mich das explosionsartige Wachstum der Gemeinde in Jerusalem beeindruckt. Etwa dreitausend Menschen wurden der Zwerggemeinde der eben noch so verschüchterten Jünger hinzugefügt. Tore und Türen hatten die wenigen Getreuen Jesu verschlossen gehalten aus Furcht vor den Juden. Jetzt ist alles wie verwandelt. Frei steht Petrus da und predigt. O, ihr Zuhörer, öffnet eure Herzen! Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch! Die zu bewundernde Wirksamkeit des Evangeliums beginnt, sich zu entfalten. Lukas will mit seiner chronikartigen Darstellung seinen Lesern Mut machen, eine Perspektive verleihen, Hoffnung nähren.

Vor mehr als einem Menschenalter nahm ich auf der Autobahn bei einer Fahrt zwei PKK-Kurden als Anhalter mit. Im Gespräch schwärmten sie von der alles überwältigenden Kraft des Marxismus. Ich widersprach und gab der kommunistischen Herrschaft nur noch für kurze Zeit eine Chance. Und so kam es. Nie zweifelte ich bei meinen vielen Fahrten durch die DDR nach Schlesien daran, daß Gott den Schikanen und dem Unrecht der Gottlosen ein Ende machen kann. Bewahrte mir Sein Geist den Glauben an die Macht dessen, der die Welt in seinen Händen hält?

Zwei weitere, leider traurige Beispiele: Einen Jubiläumsgottesdienst einer schlesischen Gemeinde sollte ich halten. Verhandlungen mit dem Pfarrer waren nötig. Vierzig Jahre vorher hatte ich in jener Kirche schon einmal einen Gottesdienst gehalten. Ein schöner Gottesdienst, volle Bänke, frohes Singen, aufmerksames Zuhören – deutlich erinnere ich mich! Jetzt wurde mir der Niedergang geschildert, Türken und andere Ausländer seien zugewandert, die Zahl der Gemeindeglieder sehr zurückgegangen, die Pfarrstelle werde nur noch zu 75% bezahlt. Über die Schilderung der Zustände breitete sich Resignation. Ähnlich ein Erlebnis in Berlin. Ich besuchte den Gottesdienst an einem Totensonntag. Angeblich zählt die Gemeinde 15.000 Seelen. Etwa hundert waren im Gemeindehaus versammelt. Die Kirche war verkauft.

Wahrscheinlich könnten viele von uns deprimierende Beispiele der niedergehenden Kirche erzählen. Langsam schmelzen die Gemeinden, es gibt mehr Bestattungen als Taufen, Gemeinden werden zusammengelegt, Pfarrhäuser, Kirchen werden verkauft, Sparzwang verhindert Aktivitäten. Und wir hören in der Pfingstgeschichte: Dreitausend Menschen wurden hinzugefügt! Welch andere Richtung des Geschehens: Wachstum statt Niedergang, aufscheinender Beginn statt anscheinendes Ende! Vielleicht sollen wir einfach hören und glauben: Gott läßt seine Kirche wachsen. Das Evangelium ist nicht am Ende! Menschen ändern sich, vollziehen eine Wende. Und Gott befreit uns vom Zwang negativen Denkens. Wir könnten auf positive Zeichen achten und sie sammeln. Das wäre vielleicht ein Anfang! Mag es sein, wie es ist: Sind die Menschen um uns herum auch außerhalb der Kirchenmauern nicht Anwärter auf Gottes Heil? Sollten wir nicht darauf sehen? Sollen nicht alle Menschen zu Christus geführt werden, daß sie ihre Sünden vergeben bekommen? Sind sie nicht rettungsbedürftig wie

wir? Verkörpern sie nicht für uns Gläubige eine Aufgabe, an deren Bewältigung wir mitarbeiten dürfen? Sind sie, von Gott hergesehen, nicht eine Gabe, die Gott nicht verschleudern oder umkommen lassen will, sondern die er in die Kirche hinein sammeln will, durch uns und mit uns? Und wäre ein positives Angehen der Probleme in unserer Zeit und in unserer Lage nicht voller Verheißung, weil uns ja der Geist Gottes gegeben ist?

In was für eine Kirche sollen die Millionen Heilsanwärter eingefügt werden, muß man natürlich fragen: In eine Kirche, die sich als Körperschaft des öffentlichen Rechtes mit ihrem ganzen Verwaltungsapparat darstellt? In eine Kirche, die sehr stark am Geld orientiert ist? In eine Kirche der Getauften? Bei Lukas finden wir die Frage nach der Kirchenmitgliedschaft gestellt, allerdings nicht in einem äußerlichen, durch Kirchengesetz geordnetem Sinne und nicht nur im Zusammenhang mit der Taufe, sondern auch im Zusammenhang vorausgehender Buße und nachfolgenden Empfanges des Heiligen Geistes. Lukas zeigt an der Verkündigung des Petrus, daß wir uns als Kirche Jesu Christi zuerst und gänzlich von der Hinwendung unseres Wesens zu Gott (Buße), von der Taufe zur Vergebung unserer Sünden durch Christus und von der Verheißung des heiligen Geistes bestimmen lassen müssen. Was wir selber vielleicht über die Kirche denken, an ihr schätzen und haben wollen, spielt dabei keine Rolle! Und bei aller Wertschätzung einer funktionierenden Verwaltung – die Kirche in ihrem Gefüge darf nicht einem Totengerippe gleichen!

Den meisten Schlesiern ist die Friedenskirche in Schweidnitz bekannt, und ich selber habe mich für ihre Erhaltung schon immer engagiert. Welche Hoffnung hatte ich, als die Wende neue Perspektiven eröffnete! Bei einem

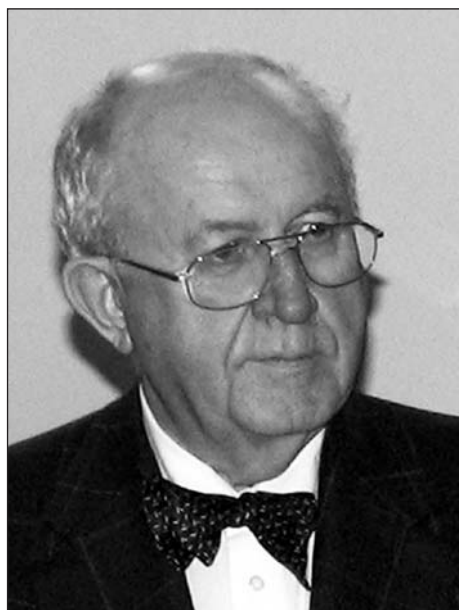
Besuch kam ich zum ersten Mal in die Kirche der Pfingstgemeinde. (Das ist die ehemalige Garnisonskirche, meine ich.) Wie kahl ihr Inneres, keine Orgel, total nüchtern im Vergleich zur Friedenskirche! Aber die Mitgliederzahl sei in den letzten Jahren ständig gewachsen, erzählte mir der Küster. Sie übertraf die der lutherischen Gemeindeglieder an der Friedenskirche bei weitem. Warum wuchs nicht auch die lutherische Kirchengemeinde? fragte ich mich. Muß das so sein? Wo liegt der Unterschied, warum hat die Friedenskirche keinen Zuwachs? Muß eine lebendige Gemeinde ein Weltkulturerbe haben oder ist vielleicht gar eine gewisse Kargheit anziehender? Warum bröseln auch bei uns in Deutschland die Zahl der Kirchenmitglieder immer mehr ab? Hängt es damit zusammen, daß wir als Christen unsere Hinwendung zu Gott viel weniger pflegen als unsere Wohnungen? Daß die Taufe keine Wirkung zeigt? Daß wir Sünden zuerst bei anderen um uns herum, dann in den Umständen und ganz zuletzt erst bei uns suchen und beobachten? Räumen wir Buße und Vergebung eine Chance ein? Verurteilen oder helfen wir lieber? Lassen wir alles am liebsten beim Alten? Wie wirkt sich unsere Taufe in unserer Kirche aus? O, daß wir einen tapferen Weg in die Zukunft fänden, daß aus Buße und Vergebung Glaubensfreude und felsenfeste Hoffnung wüchsen!

Vielleicht gibt es nur noch wenige Bildungsbürger unter uns, die Pfingsten mit den schönen und wohlgeformten Worten Goethes begrüßen: „Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen“! Solche Poesie ist vielleicht auch gar nicht so wichtig in unserer bunt gemischten Gesellschaft. Wichtig ist, daß wir den heiligen Geist Gottes bei uns eine Wohnung finden lassen und sein Wirken annehmen.

*Reinhard Hausmann*

## Dr. Hans-Ulrich Minke wird 75 Jahre alt

Am 24. Juni 2011 – Johannistag – feiert Dr. Hans-Ulrich Minke seinen 75. Geburtstag. Für die „Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e. V.“ ist das ein Anlaß, herzlich zu gratulieren und ihm ganz viel Gutes, Gesundheit, Freude und Gottes Segen zu wünschen, – dabei aber auch zu danken für seinen engagierten Einsatz. Dabei denke ich besonders an seine Tätigkeit als Präsident des Schlesischen Kirchentages. Es werden jetzt bald zehn Jahre sein, daß der Oldenburger Landespastor i. R. Hans-Ulrich Minke in der Nachfolge von Professor Eberhard Günter Schulz (1929-2010) die Leitung des Kirchentages übernommen hat. Diejenigen von uns, die



an den alle zwei Jahre stattfindenden Schlesischen Kirchentagen als ordentliche oder außerordentliche Delegierte teilgenommen haben, konnten miterleben, welch hohes Maß an Arbeit, verbunden mit Flexibilität und Ausdauer bei der Überlegung, Planung, Vorbereitung, Durchführung und Umsetzung dieser Tage anfällt. Auch jetzt ist unser Präsident wieder tätig, um den Kirchentag vom 2. bis 4. September 2011 in Jauernick und Görlitz vorzubereiten.

Zu erinnern ist aber auch an den Einsatz von Dr. Minke als Leiter der „Arbeitsgemeinschaft Vertriebene in der Oldenburgischen Landschaft“. Hier ist in den letzten Jahren viel geschehen für die Aufbereitung und Präsentation der Geschichte der Vertriebenen, zu-

nächst in der repräsentativen Umfrage: *Zuhause sind wir jetzt im Oldenburger Land. Auswertung der Umfrage zur Situation der Heimatvertriebenen 60 Jahre nach der Vertreibung*. hg. im Auftrag der Oldenburgischen Landschaft von der AG Vertriebene v. Hans-Ulrich Minke, Oldenburg 2005, zahlr. Tabellen, 106 Seiten;

Aber auch in dem Sammelband: *Hans-Ulrich Minke – Joachim Kuropka – Horst Milde (Hg.), „Fern vom Paradies – aber voller Hoffnung“. Vertriebene werden neue Bürger im Oldenburger Land (Oldenburger Forschungen NF 26)*, Oldenburg 2009, 420 Seiten

Schließlich in dem Überblick über die Jahresberichte 2002-2010 und Stellungnahmen. *AG Vertriebene in der Oldenburgischen Landschaft 2. erweiterte Auflage*, hg. von Hans-Ulrich Minke, Oldenburg 2011, 34 Seiten.

Die Aufbereitung der Geschichte der Vertriebenen, die in Oldenburg geleistet wurde, ist vorbildlich. Es gibt nur wenige deutsche Landschaften, die etwas Vergleichbares vorweisen können.

Den Oldenburgern wie den evangelischen Schlesiern ist Hans-Ulrich Minke darüber hinaus seit langem auch als glaubwürdiger lebensnaher Prediger bekannt. Wie zu hören war, hat er seine Predigtstätigkeit jetzt etwas eingeschränkt. Es bleibt aber zu hoffen, daß er mit dem Predigen nicht ganz aufhört und wir ihn auch in Zukunft immer wieder hören dürfen.

Alles in allem, Dr. Hans-Ulrich Minke und seiner verehrten Frau Ruth aufrichtiger Dank und herzliche gute Wünsche für die nächsten Jahre!

Christian-Erdmann Schott

## Alles fängt klein an ... – eine Art Reisebericht

*In Sorau wurde Ausstellungsraum mit deutschen Archivalien eröffnet.*

ANDREAS NEUMANN-NOCHTEN

Der Text der Einladung, gerichtet an Frau OKRin Kempgen klingt spannend: „Herzlich möchte ich Sie nach Sorau einladen, um am 12. Mai an einer kleinen Ausstellungseröffnung teilzunehmen, die unter dem Thema „Die Parochiekanzlei früher und heute“ steht“. Der Unterzeichnende, Dr. Adam Gorski, ist an der Universität Grünberg in der Arbeitsstelle für Epigraphik tätig und zugleich zuständig für das Archiv in Sorau, das als Außenstelle der Grünberger Universität fungiert.

Sorau war mir bislang nur von dem altbekannten Kinderreim her ein Begriff (*Sag-an mein Kind, so-rau(h) der Wind...*) und von einigen historischen Abhandlungen, die mich während des Studiums der Kirchengeschichte begleiteten. Um 1540 hatte hier die Reformation ihren Abschluß gefunden und erhielt zum Ende des 16. Jahrhunderts ein eigenes „Consistorium“. Seinerzeit war Sorau Teil der Herrschaft Sorau-Triebel unter den Reichsgrafen von Promnitz (1558-1765). Danach fiel das Gebiet an Kursachsen und gehörte seit 1815 zur preußischen Provinz Brandenburg.

Von Görlitz aus braucht es eine knappe Stunde Fahrzeit, um nach Sorau zu gelangen. Nur wenige Dörfer liegen am Wegesrand, zumeist geht die Fahrt durch dichten Wald und anmutige Heideflächen. Am Stadtrand von Sorau fallen zunächst die Errungenschaften der nachsozialistischen Jahre ins Auge, Gewerbegebiete mit Autohäusern, Bau- und Supermärkten, ja selbst eine relativ große neue Kirche hat hier ihren Platz gefunden.

Am östlichen Rande des mittelalterlichen Soraus liegt die ehemalige evangelische „Hauptkirche“, die von Osten gesehen mit dem „Wächterturm“ und dem „Glockenturm“ das seinerzeit wohlbekannte Panorama „Die drei Getreuen“ bildet. Im Krieg schwer beschädigt – letztlich standen nur noch der Chor und die Außenmauern des Kirchenschiffs –



Sorau - „Die drei Getreuen“

Ansichtskarte um 1900

wurde ihre Rekonstruktion erst vor wenigen Jahren vollendet und sie heißt nun „Herz Jesu Kirche“. Um sie herum gruppieren sich die Gebäude, die einst das Consistorium beherbergten. Auch sie zog der Krieg stark in Mitleidenschaft, allerdings erfolgte ihr Wiederaufbau wesentlich früher. Immer noch lediglich gesicherte Ruine ist der „Glockenturm“. Nördlich der Kirche befindet sich die ehemalige Superintendentur, ein schlichtes Gebäude, mit vorgebautem Treppenhaus. Das spätmittelalterlich anmutende Äußere kann allerdings nicht darüberhinwegtäuschen, daß auch hier kriegsbedingt bauliche Veränderungen vorgenommen wurden.

Als wir an diesem dunstigen Morgen – die Sonne wird sich erst später durch den zähen Hochnebel gekämpft haben – ist noch eine dreiviertel Stunde Zeit bis zum



Die ehemalige Superintendentur in Sorau beherbergt heute umfangreiche Bestände deutscher Archivalien. Foto: ANN

Beginn des „Festakts“. In einem kleinen Seitenraum werden wir mit Kaffee und Süßigkeiten, die ihrem Namen mehr als gerecht werden, ausgiebig verköstigt. Inzwischen füllt sich das Foyer mit zahlreichen Gästen aus der lokalen Politik und Kultur, Vertretern der katholischen Kirche und auch von der Universität Grünberg. Kurz vor elf Uhr werden wir dann dazugebeten und die Schar der ungefähr 50 Geladenen setzt sich in Richtung der neu eingerichteten Ausstellungshalle in Bewegung. Zunächst geht es mit wenigen Schritten durch einen schmalen dunklen Raum. Wie ich später feststellen werde, ist er tatsächlich sehr schmal, zieht sich in seiner Länge aber über die gesamte Breite des Hauses hin. Durch die Tür vor uns dringt etwas Licht herein und läßt rechts und links lange Regalreihen, gefüllt mit beschrifteten Pappkartons, Akten und dicken Büchern erkennbar werden.

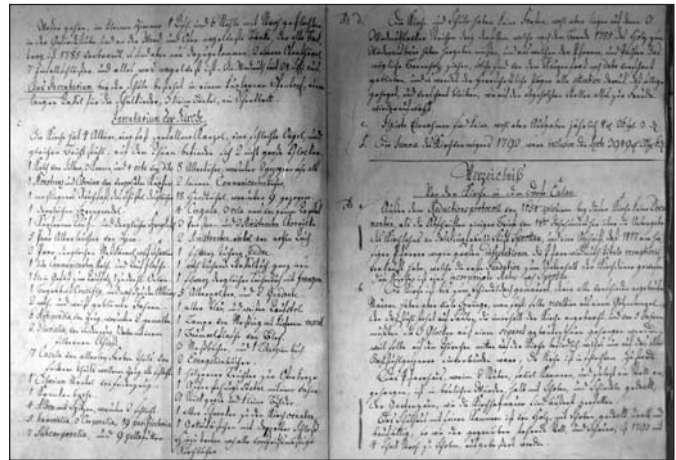


Blick in den Ausstellungsraum

Foto: ANN

Und dann sind wir sozusagen am Ziel unserer Reise: ein hoher, lichtdurchfluteter, mehr länger als breiter Raum. Auf der etwa 40 m<sup>2</sup> messenden Grundfläche stehen zwei längliche Schauvitрины älterer Bauart. An den Wänden sind einige Reproduktionen von Zeichnungen und Photographien angebracht – leider nicht immer in sehr betrachterfreundlicher Höhe. Einige wenige Schaustücke sind in den Wandnischen aufgestellt: zwei Kelche mit Patenen, zahlreiche Schreibgarnituren zwei Petroleumlampen, eine Continental-Schreibmaschine mit Breitwagen und ein barocker Porzellan-Heiliger (...vielleicht ist es auch nur ein Kardinal, denn so ganz sicher bin ich mir nicht, ob die goldgeränderte Platte auf dem Kopf nun einen Heiligenschein symbolisiert oder ob sie doch nur ein ganz banaler Hut ist). In den Vitrinen sind zahlreiche Schriftstücke und Bücher ausgelegt, alle in gestochen scharfer Kanzleischrift abgefaßt.

Bevor wir jedoch diese einer genaueren Betrachtung unterziehen können ereilt uns die Begrüßungs- und Festrede. Mit freundlichen Worten stellt uns Dr. Gorski vor und entschuldigt sich sogleich auch dafür, daß die Ausführungen nur in polnischer Sprache erfolgen werden. Neben ihm hat ein junger katholischer Geistlicher Stellung bezogen, der ebenfalls einige Redebeiträge leistet. Viel Heiterkeit erzeugen sie und „Szenenapplaus“; daß der Grund dafür uns verborgen bleibt, ist ob unserer Sprachkenntnis nachvollziehbar.



kath. Kirchen-Inventarverzeichnis um 1800

Foto: ANN

Dann wird das Getränkebüfet eröffnet und wir haben endlich Gelegenheit den Inhalt der Schaukästen in Augenschein zu nehmen. Alle ausgestellten Archivalien sind in deutscher bzw. lateinischer Sprache verfaßt und mit kleinen blauen Zettelchen versehen, auf denen in polnischer Sprache Inhalt und Herkunft erläutert werden. Und das macht stutzig. Da liegen Registerlisten aus Oberschlesien, Tauf- und Trauungseintragungen aus Österreichisch-Schlesien, die Abschrift einer päpstlichen Abhandlung, die regional nicht zuzuordnen ist, und zahlreiche Inventarlisten kleiner katholischer Dorfkirchen. Wo bleibt die in der Ausstellungsankündigung versprochene „Parochiekanzlei“, die ja fraglos auch einige Unterlagen katholischer Provinienz enthalten haben mag. Aber, laut Volkszählung von 1883 waren 90% der Sorauer Bevölkerung „evangelischer Konfession“. Wir finden Einladungen des Sorauer „Katholischen

Gesellen=Vereins“, „Erst-Kommunionsbriefchen“ und noch einige weitere Zeugnisse, die auf eine katholische Gemeinde in Sorau verweisen. Aber von den Evangelischen ist beim besten Willen nichts auszumachen. Lediglich ein Zettel an der Wand, im Format DIN A5, gibt Auskunft über die ursprüngliche Bestimmung des Gebäudes, in dem wir uns befinden. Während Frau Kempgen bemüht ist, mit Dr. Gorski über die offensichtliche Diskrepanz zwischen Anspruch und Ausführung der Ausstellung ins Gespräch zu kommen, nutze ich die Gelegenheit, einen Blick in den eingangs erwähnten langen schmalen Raum zu werfen. Daß der offensichtlich nicht für die Augen der Öffentlichkeit bestimmt ist, wird durch zwei Sicherheitsleute deutlich, die sich auffällig genug bislang an den beiden Zugängen aufhielten. Nun, da sich die Veranstaltung dem Ende zuneigt, haben sie sich unters Volk gemischt. Nur mühsam gewöhnt sich das Auge an das spärliche Licht. Aber selbst der kurze Blick, den ich auf den Inhalt der Regale werfen kann sagt mir, hier liegt all das, was eigentlich in die Auslagen gehört hätte. Und offensichtlich nicht nur das, sondern auch die aus deutscher Zeit geretteten kommunalen Akten werden hier aufbewahrt: nahe beim Durchgang, durch das einfallende Licht gut erkenn- und lesbar liegt das Grundbuch der Gemeinde Sprottau und darunter eine Menge Folianten gleicher Größe und Form. Leider bleibt mir keine Zeit, meine „Einsichtnahme“ zu vertiefen, denn inzwischen hat mich eine der netten

Mitarbeiterinnen des Archivs entdeckt und verweist mich freundlich aber bestimmt der Räumlichkeit. Zwar tut sie das auf polnisch, aber ihre Armbewegung ist Illustration ihres Begehrs genug.

So warte ich denn auf dem Hof auf den Rest unserer kleinen Reisegesellschaft, die nach einiger Zeit ebenfalls dort eintrifft. Frau Kempgen ist es inzwischen gelungen, eine – wenn auch nicht sehr befriedigende – Antwort auf die Frage nach den „evangelischen“ Inhalten des Archivs zu erhalten: die Ausstellung sei mehr oder weniger ein Lehrstück für Schüler, die auf diesem Wege mit der Arbeit und der Geschichte des Archivwesens vertraut gemacht werden sollen. Daruf verwiesen auch die in einer der letzten Vitrinen als Anschauungsmaterial ausgelegten unausgefüllten aktuellen Archiv-Formulare. Daß diese Erklärung letztendlich nicht befriedigt, versteht sich von selbst. Sie macht aber auch das Dilemma deutlich, vor dem viele Forscher und Wissenschaftler in den ehemaligen deutschen Gebieten stehen: einer seit mehr oder minder indoktrinierten Bevölkerung klar machen zu müssen, daß sie seit reichlich 60 Jahren Landstriche bewohnen, die keinerlei polnische Wurzeln enthalten. Um überhaupt einen Nenner zwischen dem Ererbten und Gegenwärtigen zu finden, bleibt eigentlich nur der Bezug zur katholischen Konfession.

Unter diesem Blickwinkel betrachtet und mit reichlich gutem Willen ausgestattet kann ich dann wenigstens sagen, aller Anfang ist klein – aber wenigstens ist er gemacht. <

*Das großartige „neue“ Schloß in Sorau wurde zwischen 1705 und 1726 erbaut, jedenfalls verweisen die entsprechenden Baurechnungen auf diesen Entstehungszeitraum. Der dreigeschossige Rechteckbau mit Innenhof enthält auch Bauteile aus älteren Zeiten, so wurden Teile der alten Stadtmauer als Zwischenwand im Nordflügel integriert. Am Bau wirkte der vor allem als Stukkateur berühmt gewordene Giovanni Simonetti mit. Nach dem Kriegsende wurde das Schloß vollständig geplündert und geriet in Verfall. Lediglich im zweiten Obergeschoß blieben einige Stuckdecken erhalten. Wiederherstellungsversuchen in den 70er und 90er Jahren war kein Erfolg beschieden und auch heute gibt es für das Gebäude keine Zukunftsperspektiven. (ANN)*



## Einen anderen Grund kann niemand legen ...

Am 11. Juni 1911 wurde die altlutherische Christuskirche in Grünberg eingeweiht

ANDREAS NEUMANN-NOCHTEN

Die Reise nach Sorau bot leider nicht genug Zeit, auch einen Abstecher nach Grünberg zu unternehmen, um das, wovon im Folgenden die Rede sein soll, selbst in Augenschein nehmen zu können. Da beide Orte in der erinnerten Betrachtung unserer Publikation nicht allzu häufig vorkommen, will ich die Gelegenheit nutzen, auf ein Grünberger Ereignis zu verweisen, das mittlerweile 100 Jahre zurückliegt.

Es muß ein erhebender Augenblick gewesen sein, als am 22. Juni 1909 um 15.15 Uhr in Grünberg der Grundstein zum Bau der Kirche der Altlutheraner gelegt wurde. Die Feierstunde stand unter dem oben zitierten Wort aus dem Korintherbrief.

Die um 1830 ungefähr 150 Mitglieder zählende altlutherische Gemeinde wurde von „außen“ betreut und versammelte sich an verschiedenen Orten. Auf Initiative des Freystädter Pfarrers Heinrich Adolph Gessner, seinerzeit der zuständige Seelsorger für die Grünberger, ging man im Jahre 1866 daran, eine kleine Kapelle zu errichten, die im Volksmund schnell das „Kirchlein“ genannt wurde. Allerdings zeigten sich sehr schnell gravierende Baumängel und auch der Bauplatz war hinsichtlich des ständig schwankenden Grundwasserpegels schlecht gewählt. Eher erfreulicher Natur war dagegen die Gemeindeentwicklung, die einen weiteren Grund dafür darstellte, einen Neubau ins Auge zu fassen – zählte sie doch zum Ende des 19. Jahrhunderts mehr als 300 Glieder.

Nachdem nun also an besagtem Tag unter reger Teilnahme lokaler und regionaler Prominenz der Grundstein am Bauplatz seinen Ort gefunden hatte, gab es am Nachmittag einen großen Empfang im Garten der „Ressource“, an dem, wie vermerkt wurde, wiederum zahlreiche „Nichtlutheraner“ teilnahmen. Zur großen Aufmerksamkeit trug sicherlich auch der Umstand bei, daß es sich um den ersten Kirchenneubau in Grünberg seit 163 Jahren handelte.

Am Trinitatissonntag, den 11. Juni 1911, wurde das neue Gotteshaus mit dem Namen „Christuskirche“ eingeweiht. Zunächst fand allerdings am frühen Morgen ein

„Abschiedsgottesdienst“ im „Kirchlein“ statt. Von dort aus setzte sich der „Umzug“ unter Posaunenchorclängen zur neuen Kirche in Bewegung. Dem gewiß nicht kurzen Festgottesdienst – Einweihungsrede, Festpredigt und Grußworte – folgte am Nachmittag noch ein weiterer.

Anders als bei vielen Kirchenneubauten fand die Gemeinde am Tag der Einweihung ein vollständig eingerichtetes Gotteshaus vor. Möglich wurde das dank vieler Spenden.

Die reinen Baukosten betragen 60.000 Reichsmark. Indirekt beteiligte sich auch die Stadt Grünberg, da sie mit 4600 RM für die Pflasterung rund um den Neubau aufkam.

Zwar blieb den Grünbergern bis zum Schluß die Selbständigkeit als Gemeinde verwehrt – bis 1945 waren sie Filiale von Freystadt – dennoch errichtete man sich 1915 ein schlichtes, einstöckiges Pfarrhaus, welches allerdings in den 1960er Jahren wegen Baufälligkeit abgerissen werden mußte.

Wenig gibt es zu berichten aus den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen, vielleicht nur soviel, daß 1936 der Anschluß an das örtliche Stromnetz erfolgte.

Nach der Flucht und Vertreibung des Jahres 1945 verblieben lediglich zehn Altlutheraner in Grünberg – viel zu wenige, um ein Gotteshaus unterhalten zu können. So übernahmen zunächst Katho-

liken den Gebäudekomplex. Eine Schwesternschaft hielt Einzug und mit ihr ein Kindergarten. Die Einrichtung der Kirche wurde den neuen „Bedingungen“ angepaßt, die „deutschen Spuren“ beseitigt.

Im Oktober 1948 gründete sich in Grünberg eine neue, polnische evangelische Gemeinde „Augsburgischen Bekenntnisses“. Auf Grundlage gesetzlicher Bestimmungen des polnischen Staates aus dem Jahre 1946 erhielt sie die Kirche zugesprochen, konnte sie aber erst nach langwierigem Widerstand seitens der katholischen Kirche in Besitz nehmen.

Heute ist die Christuskirche Ort lebendigen Glaubens und fröhlichen evangelischen Bekenntnisses zugleich.

(Dieser Beitrag basiert u.a. auf der Publikation (o.J.) von Wolfgang Jan Brylla: „Die Evangelische Jesus Kirche in Grünberg“, der auch die Abbildung entnommen ist.)

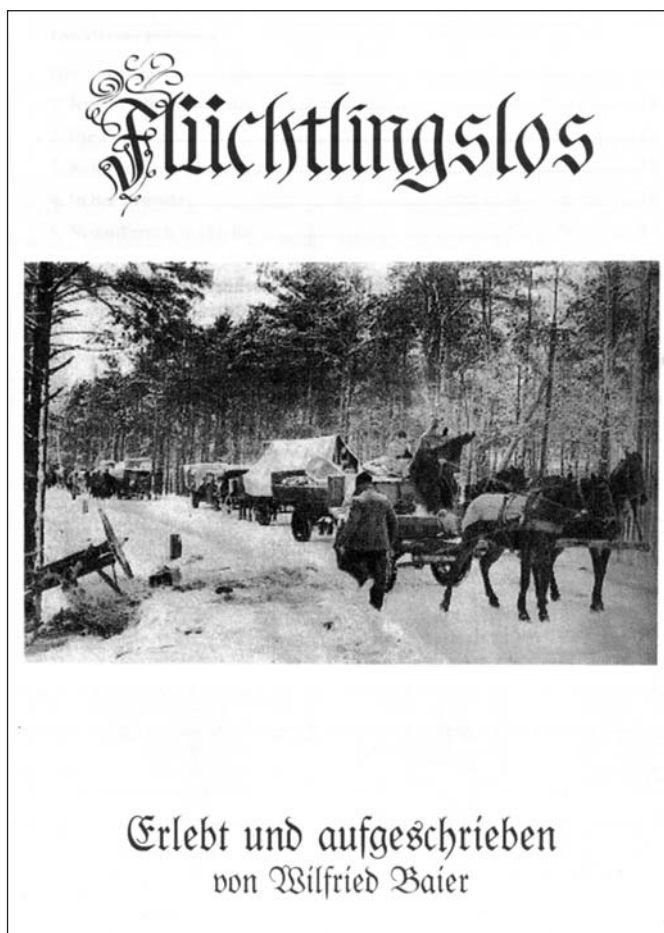


Bauzeichnung, 1909

## „Erste Feindberührung“: Kriegsende in Thanhof

WILFRIED BAIER

*Wilfried Baier, bis zur Emeritierung 1998 Pfarrer in Markersdorf (in Sichtweite der Landeskronen bei Görlitz), geboren in Marklissa, als 11-Jähriger am 28. Januar 1945 mit Mutter und Bruder aus Schönau bei Glogau vor den heranrückenden Russen geflohen, hat in drei Ringbuch-Heften Erinnerungen aus seinem Leben und Beruf aufgeschrieben, diese auch über die Familie hinaus im Freundes- und Bekanntenkreis zugänglich gemacht. Aus ihnen dürfen wir den nachfolgenden Auszug hier veröffentlichen. Vielen Dank! Übrigens: wer noch den Gottesfreund-Jahrgang 2008 aufgehoben hat, kann dort zwei weitere Episoden dieses gut erzählten Lebens nachlesen. -ß*



**I**n Thanhof, Kreis Zwickau, dem längsten Zwischenaufenthalt unserer Flucht (2.3. – 9.9.1945) erlebte ich das Ende des 2. Weltkrieges.

Der 16. April war ein schöner Frühlingstag mit Amselgesang, strahlender Sonne und fast sommerlichen Temperaturen. Das Tagesgeschehen stand zu der friedlichen Natur freilich in hartem Widerspruch. Im Osten begann die Rote Armee die „Berliner Operation“ mit den für beide Seiten so verlustreichen Kämpfen um die Seelower Höhen und in der Lausitz. Für den Westen meldete der Wehrmachtsbericht erfolgreiche Gegenangriffe im

Bereich der „Harzfestung“. Gerüchte von dem baldigst zu erwartenden Einsatz einer kriegsentscheidenden „geheimen Wunderwaffe“ machten noch immer die Runde. Daß die Amerikaner inzwischen schon Westthüringen eingenommen hatten und von Bayern über Plauen mit starken Kräften in Richtung Zwickau vorstießen, meldete der Rundfunk nicht. Wir vernahmen das Grummeln der Geschütze wie den Donner einer noch fernen Gewitterfront und ahnten nicht, wie bald sie uns erreichen sollte.

Der Morgen des 16. April wartete zunächst mit einer angenehmen Überraschung auf: es gab keinen Fliegeralarm. Die Tiefflieger, die in den letzten Tagen beim Anflug auf das nur drei Kilometer entfernte Gleisdreieck Werdau/Steinpleis gleich stechwütigen Wespen auch den Thanhof umschwirrt hatten, blieben aus.

So wagten sich die Leute auch am Vormittag aus den Häusern, um in aller Eile notwendige Verrichtungen im Garten oder beim Einkauf zu erledigen. Auch ich bekam einen Schnellauftrag. Gerüchteweise war uns zu Ohren gekommen, daß im Nachbarort Gospersgrün aus „Militärüberbeständen“, wie es hieß, an Flüchtlingsfamilien je ein Kommisbrot ausgehändigt würde – ein Angebot, das man sich in dieser Zeit extremen Hungers unter keinen Umständen entgehen lassen durfte. Da mein drei Jahre älterer Bruder in der alarmfreien Zeit zu Hilfeleistungen in der Gärtnerei, in der er erst wenige Tage zuvor seine Lehre begonnen hatte, herangezogen wurde und meine Mutter bei der fast völlig gelähmten Großmutter bleiben mußte, fiel die nicht ganz leichte Aufgabe der Nahrungsbeschaffung mir zu. „Du bist flink auf den Beinen“, sagte die Mutter, „der Wald wird dir Schutz vor Tieffliegern bieten. Sieh nur zu, daß du bald wieder zurück bist!“ Ich fühlte mich mit meinen elf Jahren durch den Auftrag geehrt und sauste los. Aber ganz wohl war mir nicht in meiner Haut. Das Grummeln in der Luft war lauter geworden. Hin und wieder wurde es sogar noch übertönt von metallischen Knallgeräuschen – als ob man mit dem Knüppel gegen ein eisernes Scheunentor schlägt.

Die Brotverteilung in Gospersgrün glich mehr einer Plünderung. Jeder wollte so viel wie möglich für sich und die Seinen ergattern. „Wer weiß, wann es wieder was zu beißen gibt.“ „Die Amis lassen uns doch glatt verhungern.“ „Was soll man schon von Killern und Revolverhelden anderes erwarten können?“ „Am schlimmsten sind die Neger: die machen Messerpicken mit Hühnern, Kindern und alten Leuten.“ Solche und ähnliche Reden waren zu hören. Panikmache auf der ganzen Linie. Es grenzte schon an ein Wunder, daß auch ich in dem allgemeinen Durcheinander noch zu meinem Kommisbrot kam. Nun rasch nach Hause! Vor Erreichen des Waldes schreckte ich zusammen: Sirenen! Erst eine, dann viele. Sie kamen also doch noch, die Mustangs und Lightnings! Doch merkwürdig: statt des üblichen An- und Abschwellens nur ein lang anhaltender Ton – Panzeralarm! Ich beschleunigte meinen

Schritt, fiel in Trab, kam außer Atem. Unten am Bach sah ich drei feldgraue Gestalten. Sie hasteten, den Karabiner in der Hand, völlig verschwitzt, ohne aufzusehen, in die gleiche Richtung, nur schneller als ich. Deutsche Soldaten auf der Flucht. Ein Bild des Jammers. Ich rannte gleichsam „zwischen den Fronten“, die recht eigentlich kaum noch existierten, im „Niemandland“, das sich stündlich mit rasanter Geschwindigkeit ostwärts bewegte. Ich rannte und rannte – im Herzen die Angst, im Kopf den Willen, das Ziel zu erreichen, und im Ohr das scheppernde Dröhnen der auf den großen Straßen ungestüm vordringenden Kettenfahrzeuge. Wie ich den Thanhof erreichte, weiß ich heute nicht mehr. Ich weiß nur, daß wir uns schließlich alle mit den anderen Bewohnern des Rittergutes im Kühlkeller des Schweizerhauses wiederfanden. Die Luft war stickig, die Stimmung gedrückt. Wie würde dieser strahlende Frühlingstag, der sich jählings als „dies ater“ entpuppt hatte, zu Ende gehen? Weltuntergangsstimmung. Die einzige angenehme Unterbrechung in der nervenden Anspannung des Wartens bestand in einem Glas Buttermilch, das jedem der Schicksalsgenossen aus den Beständen des Gutes als Stärkung gereicht wurde.

Gegen 16 Uhr sprang die Tür auf. Sonnenlicht blendete die Augen. „Sie sind durch. Ihr könnt raus kommen. Bringt weiße Fahnen mit. Sie tun euch nichts.“ Zögernd stiegen wir aus dem Keller. Zögernd gingen wir an die Straße, die schon von Passanten gesäumt war. Aus den Fenstern wehten Bettlaken und weiße Handtücher. Das waren sie nun also, die gefürchteten Yankees von Übersee, die miesen Cowboys und fiesen Indianerkiller, die brutalen Revolverhelden und hinterhältigen Messerwerfer. Oder? Nichts von alledem stimmte. Stattdessen strahlende Gesichter, ausgeruht wirkende Soldaten in gepflegten Uniformen, die lässig in ihren Jeeps oder auf ihren Panzern sitzend vorüber fuhren, Neger, die gutmütig lachend an Kinder Kaugummi und Schokolade verteilten und dabei ihre herrlich weißen Zähne zeigten. Was da vor unseren Augen abrollte, stand so wenig im Einklang zu dem Feindbild der Nationalsozialisten, daß am Nachmittag jenes denkwürdigen 16.4. binnen einer halben Stunde ein ganzes, durch lange Jahre andresiertes Weltbild arg durcheinander geriet. „Die sehen ja aus wie Deutsche“, sagte ich zu meiner Mutter und brachte damit kindlich unreflektiert mein freudiges Erstaunen über diese in ihrer Art unerwartete „erste Feindberührung“ zum Ausdruck.

Die Kolonne – sie mochte Divisionsstärke haben – brauchte für die Durchquerung des Ortes eine volle Stunde und vermittelte einen Eindruck von der technisch-personellen Überlegenheit der Alliierten, gegen die im 6. Kriegsjahr von Seiten der Deutschen kein Kraut mehr gewachsen war und gegen die auch die „Geheime Wunderwaffe“ der Goebel'schen Propaganda nichts mehr hätte ausrichten können. Der Konvoi bewegte sich dann weiter in Richtung Zwickau und hinterließ außer einer mächtigen Staubwolke drei Shermanpanzer, die zur Sicherung auf dem unbewaldeten Teil des Hügels zwischen Thanhof und Gopersgrün postiert wurden.

Erleichtert kehrten wir in unsere Flüchtlingsbehausung zurück, heilfroh, daß wir den Einmarsch der Amerikaner so

glimpflich überstanden hatten. Nachts konnte ich auf meinem Strohsack, den ich mit meiner Mutter teilte, lange nicht einschlafen. Zu verwirrend waren die Eindrücke des Tages gewesen. „Ich kann die Begeisterung“, flüsterte ich ihr zu, „der Leute nicht verstehen, mit der sie die weißen Fahnen schwenkten. Viele von ihnen haben doch kurz vorher noch ebenso begeistert die Hakenkreuzfahne gehißt. Kann man so schnell seine Meinung ändern?“ Mutter flüsterte zurück: „Bist du nicht heute auch umgeschwenkt mit deiner Meinung über die Amerikaner? Manches lernt man im Leben erst durch eigene Anschauung. Darum sind Vorurteile über andere immer dumm und gefährlich. Es gibt auch gute Amerikaner, wie es auch böse Deutsche gibt.“ Nach einer Weile fügte sie hinzu: „Der ganze Krieg ist ein Wahnsinn. Da bringen sich nette, sympathische Menschen gegenseitig um, die sich persönlich gar nicht kennen. Sie würden einander normaler Weise nie ein Leid zufügen. Sie würden vielleicht sogar beste Freunde sein können. Aber der Krieg gebietet ihnen zu morden. Ein Wahnsinn ist das.“ Sie mochte an unseren Vater denken, von dem nun schon ein Vierteljahr jegliches Lebenszeichen fehlte. „Danken wir Gott“, schloß sie leise, „daß der heutige Tag ein so gnädiges Ende genommen hat. ER kann alles zum Guten wenden.“ Bei diesen Worten glitt ich in den Schlaf.

Am nächsten Morgen wurden wir durch Motorengeräusch geweckt. Ein deutscher Militär-LKW war in den Thanhof eingerollt. 10 Volkssturmmänner stiegen von der Verladefläche, ältere Herren in Zivil, mit Armbinden und Panzerfäusten ausgestattet, ein verlorener Haufen, der zu diesem Zeitpunkt nichts mehr ausrichten konnte als sich selber und andere zu gefährden. Beherzte Thanhofer Frauen beschworen die Grenadiere, „unsere“ drei Shermans gefälligst in Ruhe zu lassen und lieber ihr eigenes Leben in Sicherheit zu bringen. Sie fuhren dann auch unverrichteter Dinge wieder ab. Gott sei Dank. Der Thanhof blieb verschont.

Zu vereinzelt Gefechten mit versprengten SS-Verbänden kam es noch bis Anfang Mai in den Wäldern um Burg Schönfels. Dann war Ruhe, endlich. Die Leute konnten sich wieder auf die Straße wagen und ungefährdet in Feld und Garten hantieren. Wir Kinder genossen die Annehmlichkeit, „bis auf Weiteres“ nicht in die Schule zu müssen. Stattdessen stöberten wir gern auf den Müllhalden nach ausgemusterten Autobatterien, Patronenhülsen, Abzeichen, Kupferdraht, Schrauben, Werkzeugteilen und anderen Wegwerfartikeln eines verlorenen Krieges. (...)

Uns standen als Zusatznahrung immerhin so nahrhafte Naturprodukte wie Sauerampfer, Otternzunge, Rübenblätter, Saubohnen (auch Puffbohnen genannt), Maisschrot, Waldbeeren und Pilze zur Verfügung.

So bot das halbe Jahr im Thanhof bei aller Kargheit des Lebens immer wieder auch interessante Abwechslungen. Wir hätten es unter der lässig-sanften US-Militärregierung schon noch für einen längeren Zeitraum ganz gut ausgehalten.

Aber dann kam doch alles ganz anders ...



## Als Forstmann und Pfarrer in Rußland

II. Teil: Ostpreußen: Gumbinnen/Gussev

PROF. DR. WERNER LANZ

Als Zentrum von Pferdezucht und Pferdehandel war Gumbinnen weit über die Grenzen Ostpreußens bekannt, schließlich lag das weltberühmte Gestüt in Trakehnen nur wenige Kilometer entfernt. Außerdem war Gumbinnen in Deutschland eine bekannte Garnisonstadt des Militärs. Hier siedelte der preußische König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1732 aus ihrer Salzburger Heimat vertriebene Glaubensflüchtlinge an. Diese glaubenstreuen evangelischen Salzburger siedelten sich zu Tausenden im Raum Goldap/Gumbinnen an. Hier in Gumbinnen, heute Gussev, bauten sie alsbald eine Kirche und auch eine Diakoniestation, um geistliche Gemeinschaft zu pflegen und um den Armen und Kranken zu helfen. Diese Kirche wurde von den Russen nach dem zweiten Weltkrieg als Materiallager mißbraucht. Nach der Perestroika wurde diese bekannte Kirche mit deutscher Hilfe in ihrer alten Schönheit 1995 wieder erbaut und ist heute ein Schmuckstück in Ostpreußen. In dieser Kirche hat sich danach wieder eine ansehnliche evangelische Gemeinde gesammelt, in der viele deutschstämmige und russische Menschen aus ganz Rußland wieder eine geistliche Heimat fanden. In dieser Gemeinde dienten meine Frau und ich als Pastoren in den Jahren 2004 und 2005. Zu unserer Einführung war eine große Festgemeinde versammelt, die das neue Pfarrerehepaar aus dem Kaukasus sehen wollte. Propst Osterwald aus Königsberg leitete diesen Gottesdienst mit Freude, denn er war hier selbst Jahre im Dienst.

Zu unseren Aufgaben gehörte neben dem sonntäglichen Gottesdienst eine Bibelstunde, Konfirmandenunterricht und die tägliche Morgenandacht. Meine wöchentliche Sprechstunde wurde fast ausnahmslos von hilfesuchenden Menschen besucht. Hier lernte ich die Not vieler Menschen kennen, denn es hatte sich herumgesprochen, daß der evangelische Pfarrer ein gutes Herz und eine offene Hand hat. Mein Vorgänger hat sich hiermit ein schönes Denkmal gesetzt. Die russische Sozialhilfe ist unzureichend und die Amtsstuben für Hilfesuchende oft verschlossen. Die Not der russischen Menschen ist groß, vor allem wenn sie alt und krank sind, wenn sie keine Arbeit haben oder der Alkohol die Familien heimsucht. Zum Glück hatte ich aus dem Pastorennotfond Mittel zur Verfügung, mit denen ich helfen konnte. Unser Propst war sehr geschickt darin, durch Pflege und guten Informationsfluß uns unsere Freundeskreise und Gönner gewogen zu halten.

Eine Besonderheit in unserer Gemeinde war das Haus der Diakonie. Die diakonische Arbeit wird völlig selbstständig durchgeführt und ist auch in der Verwaltung eigenständig. Unter der Leitung eines Direktors arbeiten sechs Pflegeschwestern, die in die Wohnungen der pflegebedürftigen und kranken Menschen fahren und dort den Ärmsten oft unter primitiven Bedingungen ihre Handreichungen machen. Diese Pflegearbeit ist kostenlos. Diese ganze diakonische Arbeit inklusive Schulspeisung wird kostenlos

geleistet. Diese ganze Arbeit wird getragen vom Salzburger Verein in Bielefeld.

Viel Gutes erfährt die Gemeinde durch die Touristen, die seit der Perestroika wieder ins Land dürfen. Meist sind es Ostpreußen, die ihre Heimat wiedersehen wollen oder das Land ihrer Vorfahren kennenlernen wollen. Viele sind natürlich enttäuscht, wenn sie ihr Dorf nicht mehr finden, sondern nur noch alte Obstbäume und Trümmer, wo früher ihr Heimatdorf stand. Die meisten Dorfkirchen sind verfallen und heute noch Ruinen. Um so schöner war es, wenn wir Freunde aus der Heimat in unseren Gottesdiensten begrüßen konnten. Eine segensreiche soziale Arbeit leisteten die Johanniter, besonders aus dem Raum Hannover, die uns manche Hilfe brachten. Unsere Kirche wurde gerne besucht, da sie ein Schmuckstück in Gumbinnen ist und weil man hier deutsche oder deutschstämmige Menschen antrifft.



Die Ruine der 1873 errichteten evangelischen Kirche Groß-Rominten (Krasnolesje) im früheren Kreis Goldap. Foto: Lanz

Als Pastor konnte ich auch manches Merkwürdige erleben. So z.B. rief am Ostermontag 2005 in der Frühe der Propst aus Königsberg an und erklärte mir, in meiner Gemeinde in Babuschkino sei der Ehemann von Bertha, einem Gemeindeglied von uns, verstorben. Meine Frage: „Wann soll die Beerdigung sein?“ „Heute Mittag“ war die Antwort. „Und wer macht die Beerdigung?“ „Natürlich doch Sie!“ Die Überraschung für mich war umwerfend. Es war Ostern; meine Dolmetscherin war verreist; ich hatte kein Auto. Außerdem wußte ich nichts über den Verstorbenen. Solche Überraschungen sind jedoch in Rußland keine Seltenheit. Dabei muß man sich zu helfen wissen. Die Russen sind Meister im Bewältigen von unangenehmen Situationen. Auf jeden Fall unsere Beerdigung fand Mittag statt; ich hatte einen Lebenslauf vom Verstorbenen, auch ein Auto und eine Übersetzerin. Ebenso muß man bei Verlegenheiten ruhig bleiben: Der Strom fällt aus, wenn man Samstagabend seine Predigt schreibt; der Computer



*Am 31. Oktober 1731 unterzeichnete Erzbischof Firmian von Salzburg, Primas von Deutschland, das „Emigrationspatent“, das rund 20.000 Salzburger zwang, ihr Land zu verlassen. König Friedrich Wilhelm I. erließ am 2. Februar 1732 ein „Einwanderungspatent“, das es einem Großteil der Salzburger Exulanten ermöglichte, sich im Gebiet um Gumbinnen anzusiedeln. Die Bevölkerung Ostpreußens war zu dieser Zeit durch Pestepidemien stark dezimiert. So erklärt sich auch Friedrich Wilhelms Wahlspruch „Mir neue Söhne – Euch ein mildes Vaterland.“*

*Die Salzburger Flüchtlinge gründeten 1740 die Sozialstiftung „Salzburger Anstalt Gumbinnen“. Im Jahre 1752 folgte dann der Bau der ersten Kirche, die allerdings 1838 wegen Baufälligkeit abgetragen werden mußte. Kein Geringerer als Karl Friedrich Schinkel zeichnete für den Neubau des Jahres 1840 verantwortlich – übrigens eines seiner letzten Bauwerke. Im Krieg stark beschädigt, beherbergte sie zu Sowjetzeiten eine Art Straßenmeisterei. Nach der politischen Wende konnte sie restauriert und am Reformationstag des Jahres 1995 wieder eingeweiht werden.*

*(Text: ANN, Foto: Lanz)*

streikt, wenn man den Monatsbericht schreibt; das Wasser wird abgestellt, wenn man morgens duscht u.a.m.

Eines Tages sehe ich deutsche Soldaten der Bundeswehr in voller Uniform hier auf russischem Hoheitsgebiet. Es stellt sich heraus, daß diese Reservisten im Auftrag der deutschen Kriegsgräberfürsorge hier in Ostpreußen tätig sind. Sie haben die Aufgabe, deutsche und russische Soldatengräber zu öffnen, die Gefallenen auf Friedhöfen geor-

dnet wieder beizusetzen und die Friedhöfe kultiviert zu gestalten. Das geschieht im Einvernehmen mit den russischen Behörden und in kameradschaftlicher Zusammenarbeit mit den russischen Militärbehörden, hier in Insterburg. Nach einem sonntäglichen Gottesdienst spricht mich Oberfeldwebel Richards an, ob ich bereit wäre einen fertiggestellten Friedhof einzuweihen. Zum angegebenen Zeitpunkt fahren wir 20 km über Land, der Feldweg hört auf, wir fahren mit dem LKW über Wiesen zum Waldrand, wo im Innern der Waldbestände ein ordentlich angelegter Friedhof zu finden ist. Deutsche Gräber mit einem Kreuz, russische Gräber mit einem orthodoxen Doppelkreuz. Fahnen sind aufgestellt. Ein höherer russischer Offizier kommt mit einem Sonderkommando. Es werden Reden zweisprachig gehalten. Der russische Offizier verteilt Orden für deutsche und russische Soldaten. Ich soll als Pfarrer einen geistlichen Rahmen geben. Wir singen das Lied: „So nimm denn meine Hände“; ich lese den Psalm 23 vor, und wir beten gemeinsam das Vaterunser. Amen!

Draußen auf der sonnigen Wiese sind die Tische gedeckt zu einem kleinen Festmahl für die deutschen und russischen Soldaten; auch der Pastor ist dabei. Es wird auf Frieden und Freundschaft angestoßen: Nasdorowje!

Ein besonderes Kapitel und eine harte Arbeit waren unsere neun Außengemeinden. Im vierzehntägigen Turnus waren sie zu besuchen und dort Gottesdienste zu halten. In einem 40 km weiten Aktionsradius lagen diese meist kleinen Gemeinden. Einige hatten ein Bethaus; die meisten Gottesdienste hielten wir in Wohnzimmern ab. Die Besucherzahlen waren drei bis dreißig. Hier wurde nicht gefragt, ob evangelisch, katholisch oder orthodox. Die Menschen kamen gerne unter das Wort Gottes und hatten Gemeinschaft. Sie waren fröhlich, haben miteinander Glaubenslieder gesungen, teils deutsch, teils russisch.

Die meisten Gemeinden machen auch eine schöne Kinderarbeit. Tüchtige Frauen unterrichten die Kinder im Evangelium, singen, spielen und basteln mit ihnen. Am schönsten war es zu den Feiertagen, wie Ostern oder Weihnachten, wo die Kinder beschenkt wurden und sie ihre Lieder und Gedichte mit Freude darboten. Meine Frau und ich haben in unseren 10 Gemeinden monatlich nach Plan etwa 25 Gottesdienste gehalten; alle vier Wochen mit Abendmahl. Die Fahrerei war nicht immer leicht, ein altes Fahrzeug, schlechte Straßen, bei Hitze und Kälte und auch mit manchen Enttäuschungen.

Aber wir haben es gerne gemacht. Wir wollten das Wort Gottes verkündigen und den Menschen Jesus lieb machen. Wir hoffen und beten, daß die Saat da und dort aufgeht. Wir wollten Hoffnung vermitteln auf Gottes Liebe und Hilfe, die allen zuteil wird, die ihre Hände nach ihm ausstrecken.

*PS.: Auch dieser 2. Teil des Berichtes „Als Forstmann und Pfarrer In Russland“ ist inhaltlich entnommen aus dem Buch:*

**Werner Lanz: Erlebtes Russland. Von Ostpreußen bis Kaukasus und Nordural. Erlebnisse und Erfahrungen mit Kirche, Land und Leuten, Lichtzeichen-Verlag, 2010, 14,95 €**



## Verantwortung für die Geschichte

*Aus der Arbeit der Kirchlichen Stiftung Evangelisches Schlesien*

HANS-JOCHEN KÜHNE

Ausgehend von Ute Baduras Film „Häuser des Herrn. Evangelische Kirchengeschichten aus Niederschlesien“ will die Kirchliche Stiftung Evangelisches Schlesien in Kooperation mit dem Kulturreferenten am Schlesischen Museum Görlitz ein deutsch-polnisches Jugendprojekt „Heimat Kirche?“ durchführen. Interessierte Schüler und Studenten sind eingeladen, evangelisches Leben von einst und heute in Niederschlesien zu erkunden und dazu eine Tafelausstellung zu erarbeiten. 2013 soll die Ausstellung in Deutschland und Polen präsentiert werden und innerhalb der Lutherdekade mit dem Jahresthema „Reformation und Toleranz“ die schlesische Toleranz überregional und grenzüberschreitend vermitteln. Bei den Präsentationen soll auch der Film „Häuser des Herrn“ gezeigt werden.

Dieses Projekt sowie ein umfassendes Kooperationsprogramm zu „Schlesien und die Reformation“ innerhalb der Lutherdekade bis 2017 stellte Maximilian Eiden, Kulturreferent am Schlesischen Museum Görlitz, dem Stiftungsrat der Kirchlichen Stiftung Evangelisches Schlesien bei seiner Sitzung am 9. April 2011 in Weimar vor. Die Verantwortung für die Geschichte bildete insgesamt einen Schwerpunkt bei der Beratung. Der Vorsitzende des Stiftungsrates, OKR i.R. Dr. Kühne, benannte drei Zielsetzungen für die Stiftungsarbeit:

1. in der Öffentlichkeit und für alle kulturgeschichtlich Interessierten die evangelische Geschichte Schlesiens wachzuhalten, 2. die eigene Kirche an ihre Wurzeln in der schlesischen Geschichte zu erinnern und 3. die evangelische Minderheit im katholischen Polen nach Kräften dabei zu unterstützen, die evangelische Geschichte Schlesiens zu erschließen. Der zweite Punkt spielte auch eine entscheidende Rolle bei einem Gespräch der Stiftung mit Bischof Dr. Dröge im November 2010 in Berlin. Für eine durch vielfältige Gegenwartsaufgaben geforderte und auf Zukunft ausgerichtete Kirche ist es hilfreich, in ihrer Mitte Menschen und Gruppen zu haben, die sich der geschichtlichen Dimension der Kirche verpflichtet fühlen.

Dem Stiftungsrat konnte eine Empfehlung zur Zusammenarbeit mit der 1997 gegründeten „Johann Heermann Stiftung – Stiftung für das evangelische Schlesien“ vorgelegt werden. Schon 2008 war bei einer Begegnung von Dr. Kühne mit der Johann Heermann Stiftung festgestellt worden, daß beide Stiftungen bezüglich ihrer Intention und Aufgabenstellung eine große innere Nähe besitzen und es von daher eine Verpflichtung zur Zusammenarbeit gibt. Nun wurde bei einem Treffen von Vertretern beider Stiftungen im März 2011 in Bamberg vorgeschlagen, zukünftig sich über vorgesehene Projekte auszutauschen und nach Möglichkeit bei Vorhaben zusammenzuarbeiten und diese gemeinsam nach außen zu vertreten. Außerdem soll eine personelle Vernetzung der Stiftungsgremien durch jährliche gastweise Einladung je eines Vertreters zu den Sitzungen des Stiftungsrates bzw. des Kuratoriums und regelmäßige Kommunikation zwischen den Vorständen angestrebt werden. Der Stiftungsrat begrüßte die erzielte Übereinkunft und stimmte der vorgesehenen Zusammenarbeit zu.

Entgegengenommen wurde auch der Bericht des Vorstandes, in dem insbesondere die Exkursionen und Studienreisen nach Schlesien hervorgehoben wurden, die sehr gefragt sind und viele neue Kontakte schaffen. Die nächste Studienreise findet im Juni 2011 unter dem Thema „Die evangelische Kirche in Oberschlesien und Österreich-Schlesien in Vergangenheit und Gegenwart“ statt. Immer stärkere Bedeutung gewinnt die Stiftung mit ihrem Sitz in Görlitz als Rechtspartner für die grenzüberschreitende Förderung von Projekten in Schlesien.

In der Stiftung Evangelisches Schlesien sind die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, die Gemeinschaft evangelischer Schlesier e.V., der Verein für Schlesische Kirchengeschichte e.V., die Evangelisch-Augsburgische Kirche Polen, die Schlesische evangelische Kirche A.B. in Tschechien und die Stiftung Schlesisches Museum zu Görlitz miteinander verbunden. Sie will die geistige evangelische Tradition des gesamten schlesischen Raumes bewahren, vermitteln und weiterführen. <

## Das Deutschlandtreffen der Schlesier

CHRISTIAN-ERDMANN SCHOTT

wird vom 25. bis 27. Juni 2011 wieder in Hannover stattfinden. Zum ökumenischen Eröffnungsgottesdienst versammeln wir uns am Freitag, 25. Juni, um 17 Uhr in der im Zentrum von Hannover gelegenen Marktkirche. Die Predigt hält der neue hannoversche Landesbischof Ralf Meister. Die Festgottesdienste am Sonntag, 27. Juni, werden getrennt nach Konfessionen auf dem Messegelände gefeiert. Beginn jeweils um 9.30 Uhr. Wir Evangelischen werden – wie 2007 und 2009 – wieder in der Münchner Halle sein. Das ist nicht optimal, aber alle anderen

Möglichkeiten, die durchaus im Gespräch waren, sind noch unbefriedigender. Eine bauliche Verbesserung wird es allerdings geben. Musikalisch umrahmt wird der Gottesdienst von Bläsern unter Leitung von Landesposaunenwart Henning Herzog, zudem singt der Waldenburger DFK-Chor. Die Predigt hält Pfarrer Dr. Christian-Erdmann Schott.

***Ich bitte die Pastorinnen und Pastoren auch in diesem Jahr wieder, ihren Talar zu beiden Gottesdiensten anzulegen, damit wir zusammen einziehen können.***

Außerdem unterhält die „Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e. V.“ wieder einen eigenen Stand. Er soll in unmittelbarer Nachbarschaft mit dem „Heimwerk schlesischer Katholiken“ aufgestellt werden. Das sieht nicht nur gut aus. Es ist auch für unsere Auffindbarkeit günstig, wenn die beiden Kirchen gut erkennbar nebeneinander platziert sind.

Dazu möchte ich noch eine weitere Bitte aussprechen: Wir brauchen viele Helfer – für den Gottesdienst und für den Stand. Ich bitte sehr herzlich um Ihre Mithilfe. Wenn Sie sich dazu entschließen können, melden Sie sich bitte

beim Vorsitzenden der geschäftsführenden Landesarbeitsgemeinschaft Hannover-Braunschweig, **Herrn OStR i. R. Christoph Scholz, Fritz-Reuter-Weg 29, 30938 Burgwedel Tel.: 05139-4934 oder bei mir, C.-E.Schott, Elsa-Brandstroem-Str. 21, 55124 Mainz-Gonsenheim Tel.: 06131-690488.**

Christoph Scholz danke ich auch an dieser Stelle sehr herzlich für den großen Einsatz, den er und seine LAG schon jetzt bei der Vorbereitung zeigen. So ein Treffen stellt hohe Anforderungen an uns. Um so mehr hoffen wir auf ein frohes, gesundes, harmonisches Wiedersehen in Hannover! <

## Einladung zum Gemeindebegegnungstag in Lauban

am 18. Juni 2011 in Lauban

Lauban wird in diesem Jahr Schauplatz des Gemeindebegegnungstages zwischen evangelischen Christen aus der Diözese Breslau der Ev.-Augsburgischen Kirche in Polen und aus dem Sprengel Görlitz sein.

Die Gäste erwartet ein umfangreiches Programm. Der Tag beginnt um 10 Uhr mit einem Abendmahlsgottesdienst in der Frauenkirche. Danach bitten Posaunenchoräle um Gehör. Gegen 11.45 Uhr wird an der Kirche ein Mittagessen gereicht. In der Musikschule auf dem Steinberg schließen sich ab 13 Uhr zwei Podiumsdiskussionen zu den Themen Diakonie bzw. Partnerschaft an. Parallel dazu besteht die Möglichkeit, bei einem geführten Spaziergang die Laubaner Altstadt zu erkunden oder ein Volleyballspiel im Laubaner Stadion zu besuchen. Für die Kinder gibt es

ebenfalls ab 13 Uhr ein eigenes Programm. Ein gemeinsames Konzert der hoffentlich zahlreich angereisten Chöre findet um 15 Uhr wiederum in der Frauenkirche statt, in der auch im Anschluß mit dem Reisesegen der Begegnungstag zu Ende gehen wird.

Anmeldungen sind noch bis zum 6. Juni möglich. Der Teilnehmerbeitrag beläuft sich auf 10 Euro ( 5,- Tagessatz + 5,- Fahrtkosten). Für Imbiß und Mitbringsel sollte ein kleines Taschengeld in Złoty eingeplant werden.

### Informationen und Anmeldung:

**Evangelische Superintendentur des Kirchenkreises NOL**

**Bautzener Straße 4**

**02906 Niesky**

**Tel.:03588/259139 – Fax: 03588/259138 (ANN) <**

## Die evangelische Kirche in Oberschlesien und Österreichisch-Schlesien in Vergangenheit und Gegenwart

Standortstudienreise in Deutschland und Polen vom 16. bis 22. Juni 2011

Polen gilt noch immer als das katholischste Land Europas. Dabei wird gern übersehen, daß es im früheren Österreichisch-Schlesien Enklaven mit überwiegend evangelischer Bevölkerung wie Teschen und Bielitz gab, und daß sich in der ziemlich unwegsamen Bergwelt der Beskiden der Geheimprotestantismus behaupten konnte. Und noch heute ist das Teschener Land ein Gebiet mit überwiegend evangelischer Bevölkerung, deren Kirchengeschichte äußerst spannend ist und ein Spiegel der ständig wechselnden Machtverhältnisse. Über diese Vergangenheit etwas in Erfahrung zu bringen ist Anliegen der Studienfahrt, aber auch zu erleben, wie es sich als Evangelischer im heutigen Polen lebt, und wie sich das Gemeindeleben gestaltet.

Der **Anreisetag** (Kreuzbergbaude, Jauernick-Buschbach, bis 15.30 Uhr) steht im Zeichen eines Grundlagenvortrags, den Pfarrer Dr. Schott um 17 Uhr im Schlesischen Museum zu Görlitz halten wird.

Das Ziel des **Freitags** heißt Militsch, mit dem Besuch der Gnadenkirche und einem geführten Stadtrundgang. Am frühen Abend wird dann das Hotel in Ustron bezogen.

Der **Samstag** führt die Tagungsteilnehmer nach Dzięgie-

łów (Besichtigung der Kirche und Diakonie; Gespräch mit Pfr. Londzin und den Diakonissen) und nach Teschen (geführte Besichtigung der Stadt und der Gnadenkirche). Am Abend beleuchtet ein Vortrag das Leben und Wirken des Mährisch-Schlesischen Superintendenten Dr. Th. Haase.

Nach dem Gottesdienstbesuch in Ustron ist für den **Sonntag** ein Ausflug in die Beskiden geplant.

Am **Montag** steht eine Fahrt zunächst nach Weichsel auf dem Programm (Besichtigung von Stadt und Kirche, Treffen mit dem dortigen Pfarrer) und anschließend nach Bielitz-Biala, u.a. zu einem Gespräch mit Bischof Anweiler.

**Dienstag** findet ein Treffen mit Pfr. Mgr. Szymeczek in Teschen statt (Vortrag zu Mährisch-Österreichisch-Schlesien und zur Situation einer Minderheitenkirche und Besichtigung von Teschen. Am Abend gibt es im Hotel in Ustron ein gemütliches Beisammensein mit polnischen Gästen.

Pleiß, mit Besichtigung des Schlosses und der Schloßkirche sind am **Mittwoch** zu absolvieren, bevor die Rückreise nach Deutschland angetreten wird. (ANN)

**Anmeldung:**

schriftlich **bis zum 8. Juni 2011**

Kirchliche Stiftung Evangelisches Schlesien

Schlaurother Str. 11, 02827 Görlitz

Telefon: 03581/744-205 Telefax: 03581/744-299

E-Mail: evschlesien@kkvsol.net

**Unterkunft:**

Die Unterbringung erfolgt zunächst in der Kreuzbergbaude, danach im Hotel Daniel in Ustron, Sanatoryjna 32A, 43450 Ustron, Polen, Tel. 0048 33 854 87 00. (Neubau,


\*\*\*Sterne-Standard (landesübliche Kategorie), 75 Zimmer (EZ, DZ), Bad/Dusche, WC.

**Tagungspreis:**

Für die gesamte Tagung (einschließlich Unterbringung, VP, Busfahrten, Eintrittsgelder, Besichtigungsgebühren etc.)

**im Doppelzimmer 350,- € / Person,**

**im Einzelzimmer 400,- € / Person.**

Bitte zahlen Sie Ihre Tagungskosten nach Ihrer Ankunft beim Tagungssekretariat. 



*Vertriebene ziehen durch die  
Landeskronstraße in Görlitz, 1945.  
Foto: Ratsarchiv Görlitz*

## Lebenswege ins Ungewisse.

Migration in Görlitz/Zgorzelec von 1933 bis heute.

**Sonderausstellung vom 21.5.2011 bis 25.3.2012**

Die Heimatstadt verlassen und an einem anderen Ort neu beginnen – dies ist eine Erfahrung, die in vielen Familien in Görlitz und Zgorzelec bis heute eine große Rolle spielt. Das Kommen und Gehen der Menschen, meist erzwungen, manchmal freiwillig, hat das Leben in der deutsch-polnischen Grenz- und Doppelstadt im 20. Jahrhundert geprägt. Auslöser waren Diktatur und Krieg, Flucht und Vertreibung sowie gesellschaftliche und wirtschaftliche Umbrüche, die bis in die Gegenwart wirken.

Das Schlesische Museum hat in Kooperation mit dem Muzeum Łużyckie in Zgorzelec erstmals eine Ausstellung erarbeitet, die sich den Lebenswegen der Menschen zwischen 1933 und heute widmet. Sie ist der Beitrag beider Museen zur 3. Sächsischen Landesausstellung, die zeitgleich in Görlitz beginnt.

In der Ausstellung begegnet der Besucher zehn Lebensgeschichten. Ihre beeindruckende filmische Inszenierung, Erinnerungsstücke und Dokumentationen lassen ein lebendiges Bild von Görlitz, Zgorzelec und ihren Bewohnern entstehen.

Die Ausstellung greift historisch auf das Jahr 1933 zurück, als mit der Machtübergabe an die Nationalsozialisten Verfolgung, Vertreibung und Internierung begannen. Bis 1945 hat die Stadt ihre gesamte jüdische Bevölkerung verloren. Aus den von deutschen Truppen überfallenen und besetzten Ländern kamen zehntausende Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter nach Görlitz. Ihre Arbeitskraft diente der deutschen Wirtschaft.

In der Notzeit nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte Görlitz einen dramatischen Wechsel seiner Bevölkerung. Die Stadt wurde durch eine neue deutsch-polnische Grenze zerschnitten, die Deutschen mußten ihre Häuser im Ostteil verlassen, und es entstand Zgorzelec mit einer polnischen, griechischen und mazedonischen Bevölkerung. In den westlichen

Stadtteilen suchten tausende deutsche Vertriebene Zuflucht.

In den folgenden Jahren trieb die SED-Diktatur viele Menschen aus dem Land. Anderen boten neu entstehende Industrien eine Existenzgrundlage. Seit der Wende 1989/90 ist die Entwicklung von Görlitz und Zgorzelec erneut durch starke Bevölkerungsbewegungen geprägt. Beide Städte suchen nach neuen Perspektiven für die Menschen.

Das Projekt wurde gefördert vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages sowie vom Sächsischen Staatsministerium des Innern.

*Zur Ausstellung erscheint ein deutsch-polnischer Begleitband mit Erzählungen aus drei Generationen: 154 Seiten, Abb., 21,80 €, ISBN 978-3-9813510-5-7*

**SCHLESISCHES  
MUSEUM  
ZU GÖRLITZ**

Schönhof, Brüderstraße 8, 02826 Görlitz  
Tel.: +49 (0)3581 / 87910  
[www.schlesisches-museum.de](http://www.schlesisches-museum.de)

### Öffnungszeiten:

während der 3. Sächsischen Landesausstellung  
(bis 31.10.2011)  
täglich 10 bis 18 Uhr, Freitag bis 21 Uhr  
Eintritt auch mit dem Ticket der Landesausstellung  
ab 1.11.2011: Di - So 10 - 17 Uhr

